

PHILIPP OEHMKE

Schön wald



**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

ROMAN

PIPER

PHILIPP OEHMKE

Schönwald

Roman

PIPER

*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de/literatur*

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.



ISBN 978-3-492-07190-1

© Piper Verlag GmbH, München 2023
Gesetzt aus der Sabon Pro
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Für Karina, von der und für die alles ist.

Inhalt

- 1 Schönwald 9
- 2 Long Island Sound 31
- 3 Von-Melle-Park 77
- 4 Transatlantik 121
- 5 Europa 177
- 6 Beethovenhalle 273
- 7 Hahnwald 303
- 8 Zoo 335
- 9 Leo's 374
- 10 Gendarmenmarkt 402
- 11 Peshawar 437
- 12 Morningside Heights 460
- 13 Templin 508

1 Schönwald

Es war gerade erst halb neun, wie lange würde das hier wohl noch gehen und wie viel würde Hans-Harald noch trinken, fragte sich Ruth von ihrem Beobachtungsposten aus. Sie hatte in einem halben Jahrhundert voller sozialer Verpflichtungen die Technik perfektioniert, in Gruppen eingebunden und an Gesprächen beteiligt zu wirken, wenn sie eigentlich gar nicht da war. Sie musste sich dafür nur möglichst nah an eine lebhaft Gruppe heranstellen und manchmal tonlos in deren Richtung lachen und dazu die Lippen bewegen.

Sie hatte sich also in den Rücken eines Halbkreises aus Freunden ihres Sohnes gestellt, alles Akademiker, die an Universitäten mit klangvollen Namen wie Berkeley oder Yale lehrten. Sie kannte diese jungen Männer, teilweise schon seit Jahrzehnten, doch sie hatten, abgesehen von einem tadellos vorgetragenen Begrüßungsritual, zum Glück keine Notiz von ihr genommen, eine perfekte Tarnung. Ruth hörte sie darüber diskutieren, wo eigentlich Chris sei. Ließ sie alle anreisen zu dieser angeblich so wichtigen Eröffnung seiner Schwester, und wer nun nicht da war, war er.

Ruth zupfte an ihrem Kostüm und brachte die Schulterpartie wieder in Form. Sie war schmaler geworden, obwohl sie ihre Schultern zweimal in der Woche im Frauenfitnessstudio an Geräten trainierte. Dabei war es Hans-Harald, dem sie immer sagte, er müsse aufpassen, nicht zu mager zu werden, während sie hoffte, dass man es bei ihr nicht be-

merkte. Sie war immer schlank gewesen und groß für eine Frau und mit einem Meter neunundsiebzig einen Zentimeter größer als ihr Mann.

Beim Kofferpacken zu Hause in ihrem Vorort von Köln hatte sie länger darüber nachgedacht, was man wohl zur Eröffnung eines schwul-lesbischen Buchladens in Berlin trüge, und hatte sich schließlich, aber immer noch zweifelnd, für den Stil »Theater-Premiere am Schauspiel Köln« entschieden. Nicht Theater-Vorstellung, sondern Premiere, eine Kategorie rauf, das hieß Kostüm, schwarze Nylonstrumpfhose, hohe, aber nicht zu hohe und vor allem nicht spitze Schuhe sowie Schmuck, Kette aus Weißgold, Brosche mit grünem Smaragd, Armreif aus Weißgold.

Ihr Blick ging zwanzig Meter durch den Raum zu ihrem Mann. Die meisten hier kannten ihn als Harry, so wurde er seit Kindheitstagen genannt, doch Ruth, die generell Spitznamen ablehnte, fand »Harry« besonders unpassend und hatte ihren Mann als eine der wenigen seit ihrer Hochzeit Hans-Harald gerufen. Hans-Harald stand nicht im toten Winkel einer Gruppe, er stand mittendrin. Seine warmen dunklen Augen blitzten, beim Reden schloss er sie häufig, ein Zeichen, das Ruth aus fünfzig Jahren Ehe kannte. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte sie es gehasst, ihn so zu sehen. So amüsiert, so bei sich, so – sie wusste, dass es ein zu großes Wort war: glücklich. Hoffentlich trank er nicht so viel. Nachher auf dem Weg zum Hotel am Gendarmenmarkt würde sie ihn sonst beim Gehen wieder stützen müssen.

Sie hatte lange darüber nachgedacht, ob ihm der Grund für diese Eröffnung insgeheim auch komisch vorkäme, aber sie hatte sich nicht die Blöße geben wollen, ihn zu fragen. Margot Schuler, die Vorsitzende ihres monatlichen Buchclubs, hatte neulich erzählt, dass auch die großen Buchhandlungen jetzt eigene Ecken für »Kwiere Literatur« einrichteten. Und hätte Margot, mit ihren vierundsiebzig Jah-

ren, diese Genrebezeichnung nicht so aufreizend lässig verwendet, Ruth hätte nachgefragt. So aber musste sie mit dem Hinweis, sie ginge eben mal den frischen Kaffee holen, auf dem Weg in die Küche mit unauffälligem Griff ihr überproportional großes Smartphone von der Kommode mitgehen lassen, um schnell, während der Kaffee seine letzten röchelnden Durchlaufgeräusche machte, bei Google den Begriff »Kwiere Literatur« einzugeben.

Ruth war schon klar, dass es so nicht heißen konnte, aber irgendwo musste sie anfangen. Sie ärgerte sich. Sie würde es nie laut aussprechen, aber wenn man ehrlich war, war sie in dieser Buchclubrunde die Einzige, die Bücher von Literatur unterscheiden konnte. Die nicht nur gerne las, weil man das aus einer bestimmten Generation und Schicht kommend (Nachkriegs-BRD, Bildungsbürgertum) eben so machte.

Das erste Ergebnis, das der Suchbegriff »Kwiere Literatur« hervorbrachte, war einer vom Lesben- und Schwulenverband mit dem Titel »Corona: Auswirkungen auf Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans« veröffentlicht auf einer Webseite namens queer.de. Da war's: kwier beziehungsweise queer.

Wie einfach die Welt doch geworden war und wie unendlich kompliziert. Jetzt vor der Kaffeemaschine in der Küche ihres Hauses in Köln war sie kurz stolz gewesen. Überhaupt war sie in letzter Zeit, anders als Hans-Harald, mit dem Smartphone immer gewandter geworden. Sie konnte WhatsApp und FaceTime und hatte die Emojis entdeckt.

Rätselhafterweise war im gleichen Maße, in dem sich ihr Geschick beim Umgang mit dem Smartphone gesteigert hatte, Hans-Haralds Ratlosigkeit über sein Gerät, das hoffnungslos veraltet war, ins Verzweifelte gewachsen.

Auf der Schaufensterscheibe der Buchhandlung, die ihre Tochter Karolin, die mittlere ihrer drei Kinder, an diesem Abend in Berlin in einer Gegend eröffnete, die ansonsten Wettbüros, Shisha-Cafés und Goldjuwelieren vorbehalten

schien, stand nun also *They/Them*. *Fachbuchhandlung für Queere Literatur*.

Queer heiÙe nicht unbedingt lesbisch, hatte Ruth ihren Freundinnen in Köln vielleicht etwas zu defensiv erklärt, als sie von der bevorstehenden Berlinreise erzählte, die sie und Hans-Harald antreten würden: lieber mit dem Zug statt mit dem Auto, das schöne Hotel am Gendarmenmarkt, nicht zu weit, aber eben doch in einer ganz anderen, angenehmeren Gegend als die Wohnung der Tochter, bei der oft die Junkies im Hauseingang lägen.

»Aber auch nicht hetero«, hatte Gabriele Bongarts eingewandt und damit der Frage den Raum geöffnet: Was denn dann?

»Entweder bist du homo- oder heterosexuell. Dazwischen gibt es ja nichts.« Das war natürlich Christa König mit ihrer tiefen, Furcht einfloßenden Stimme und ihrem, wie Ruth schon immer gefunden hatte, ebenso überschaubaren Weltbild. Denn genau dieses Entweder-Oder war eben in einer sich wandelnden Welt nicht mehr richtig. Ruth wusste auswendig herunterzubeten, was noch alles als geschlechtliche Orientierung infrage kam. Sie konnte, ohne sich zu verhaspeln, LGBTQIA sagen und erläutern, welcher Buchstabe wofür stand. Lesbisch-Gay-Bisexuell-Transgender-Intergeschlechtlich-Asexuell.

»Mama«, hatte Karolin gesagt, »wenn du dein Facebook-Profil erstellst, gibt es allein siebenunddreißig Gender zur Auswahl.« Karolin hatte ihr an langen Abenden das Konzept ihres Geschäftes mehrfach erklärt, und auch warum es immer ihr Lebenstraum gewesen sei, einen solchen Laden zu eröffnen. Das hatte Ruth verwundert, sie hatte fast vierzig Jahre nichts von dem Lebenstraum ihrer Tochter gewusst. Das Leben ihrer Tochter hatte sie sich, nachdem Karolin zum Glück nach zwei Semestern an der Kunstakademie auf Kunstgeschichte umgesattelt hatte, immer als die Karriere einer Kuratorin an einem städtischen Kunstmuseum vorge-

stellt oder vielleicht an der Universität – und natürlich mit Kindern und einem Mann.

Doch stattdessen sollten sich diese siebenunddreißig Geschlechter, oder wie viele es waren – außer einem, nämlich dem männlichen –, in der heute zu eröffnenden Buchhandlung wiederfinden. Karolin hatte sie mit einer, wie sie betonte: *einer* Freundin zusammen eröffnet, nicht mit *ihrer* Freundin. Wie sich solch eine spezialisierte Buchhandlung finanziell über Wasser halten sollte, war Ruth auch nach mehreren Präsentationen eines sogenannten Businessplans, den Karolins Freund, von dem Ruth immer gehofft hatte, er sei *ihr* Freund, erstellt hatte, schleierhaft geblieben, wenn es in der Buchhandlung nicht einmal Jonathan Franzen oder ihretwegen wenigstens Joachim Meyerhoff zu kaufen gebe.

»Aber jetzt komm doch mal weg von dem männlichen Blick, Mama«, hatte Karolin erklärt. »Darum geht es doch gar nicht. Es geht darum, dass die von der patriarchalischen Gesellschaft überhörten und mundtot gemachten Erzählstimmen bei uns ihren eigenen Raum bekommen. Einen Safe Space, weißt du?«

Das Problem, das Ruth mit alledem hatte, bestand darin, dass sie sich zeitlebens, gerade was intellektuelle und gesellschaftliche Strömungen betraf, als moderne Frau gesehen hatte und stolz darauf war. Doch die Attribute, die aufgeklärtes Leben und Denken heute verlangten – Bioessen, Pilates, gendergerechte Sprache, Identitätspolitik –, klangen für sie, wenn sie ganz ehrlich war, alle nach Nonsense. Sollte man denn, nur um mit der Zeit zu gehen, komplett den gesunden Menschenverstand ausschalten? Früher, in der alten Bundesrepublik, war es einfacher gewesen, modern zu sein. Mit Beginn ihres Studiums 1966 in Tübingen hatte sie ein Abonnement der ZEIT abgeschlossen und war für die nächsten fünf Jahre, die Zeitung unter den Arm gerollt, durch das Germanistische Seminar geschritten. Wie alle Germanistikstudenten der späten Sechzigerjahre las sie Hermann Hesse,

doch anders als die Hippies und Rebellen, die den kitschigen *Steppenwolf* liebten, erkannte sie in der Kontemplation des *Glasperlenspiels* Hesses stärkste Arbeit, denn es war, wie sie ihren Kommilitoninnen sagte, sein Gruß an Thomas Mann. Als junge Ehefrau las (und verstand) sie Erich Fromms *Kunst zu Lieben*; als junge Mutter Alice Millers progressive Pädagogikbücher.

Ruth hatte, auch wenn es lang her war, genügend Zeit an literaturwissenschaftlichen Seminaren westdeutscher Universitäten verbracht, als dass ihr die Klagen über die patriarchalische Perspektive neu wären, und es war nicht so, als ob sie das intellektuell nicht begriffe oder sogar unterstützte – und doch war ihr das »Brimborium« darum richtiggehend zuwider. Frauenbuchhandlungen gab es seit den Sechzigern, da hießen sie »lila Buchläden«, und Ruth hatte sie damals schon als bedrückend empfunden. Nun versahen Leute wie Karolin und ihre Partnerin (Businesspartnerin, nicht Lebenspartnerin, hoffentlich) die lila Buchläden mit neuen Labeln und Akronymen und verkauften sie als Durchbruch in der Geschichte der Geschlechter. Essen direkt vom Bauern hatte sie mit ihrem Vater schon Anfang der Fünfzigerjahre erworben. Es war das, was arme Leute kauften (sie waren nicht arm, aber Ruth gefiel sich in der Vorstellung, dass sie es damals waren). Heute nannten ihre Kinder das »Farm to Table«, und es kostete ein Vermögen. Ruth wusste, dass sie sich gegenüber Karolin solche Kommentare dazu verkneifen musste.

Seit einigen Jahren nährte sie die Hoffnung, dass sie ihre eigene Unzufriedenheit vielleicht besser ertragen könnte, wenn wenigstens die Kinder glücklich wären (und mit gewissen Abstrichen auch Hans-Harald). Soweit sie wusste, hatte ihre Tochter keinen Mann, erst recht keine Kinder, und lebte in einem Gebäude, dessen Treppenhaus Junkies als Schlafplatz nutzten. Wenn es dann eben dieser queere Buchladen war, in dem sich Karolins Zufriedenheit mani-

festierte, dann würde Ruth sie darin unterstützen. Deswegen hatten Hans-Harald und sie auch nicht lange gezögert, als Karolin gefragt hatte, ob sie sich vorstellen könnten, ihr zu ihrer Unternehmensgründung ein Startkapital zuzuschießen. In dem vorausschauenden Wissen, dass die Generation ihrer Kinder sich möglicherweise nicht mehr darauf verlassen konnte, dass es ihnen automatisch besser ginge als den Eltern, hatte Ruth vor dreißig Jahren einen Fond angelegt, dessen Zugewinne und Verluste sie inzwischen fast täglich auf ihrem iPad kontrollierte. Das Geld hierfür hatte wiederum aus dem Erbe ihrer Eltern gestammt. Außer der Renovierung des Gästebads und ein paar Schiffsreisen, mit dem Postboot durch die Fjorde, mit der Queen Mary II nach New York, war ihr wenig eingefallen, wofür sie das hauptsächlich in Bundesschatzbriefen angelegte Geld sinnvoll verwenden könnte. Sinnvoll, darauf kam es ihr an. Ihr Vater hatte so hart für dieses Geld gearbeitet. Er kam zwar aus einer guten Theologenfamilie, aber nach dem Krieg hatten auch sie nicht mehr viel gehabt. Tagsüber hatte er als Tischler zerstörte Schrankwände und zerbrochene Stühle repariert, nachts Mathematik studiert, dazu noch drei Töchter und zwei Söhne zu Hause.

Siebzig Jahre später ging das Geld nun eben in einen schwul-lesbischen Buchladen oder so was Ähnliches. Das war wohl der Lauf der Dinge. Trotzdem wäre es doch sicherlich im Sinne ihres Vaters gewesen, seine Enkelin bei ihrer Existenzgründung zu unterstützen. Außerdem war Karolin die letzte der drei Kinder, die die großelterliche Anschubfinanzierung in Anspruch nahm. Christopher, der Älteste, hatte sie schon Ende der Neunzigerjahre für sein Studium in New York genutzt, damit er endlich in sein Sehnsuchtsland Amerika hatte ziehen können, und Benni, der Jüngste, hatte von seinen Hunderttausend (plus Inflationsausgleich, den hatte Ruth immer minutiös ausgerechnet) ein Fertighaus auf einer, wie Christopher immer sagte, »von

AfD-Wählern umzingelten Wiese« an einem Waldrand bei Templin errichten lassen.

Benni war schon seit dem frühen Morgen hier und hatte Karolin geholfen, die letzten Regale an die Wand zu dübeln, die beladen mit queeren Büchern sichtlich zu schwanken begonnen hatten. Karolin wäre nicht auf den Gedanken gekommen, dass die Bücherborde kippen könnten, es war Bennis Frau Emilia gewesen, die plötzlich geschrien hatte, als ihre beiden Jungs, August und Otis, versuchten, an ihnen hochzuklettern. Hinter dem Rücken von Bennis Frau hatte Karolin die Augen verdreht. Das Überbeschützermandat, das Emilia an ihren Kindern auslebte, hatte in den vergangenen Jahren schon häufiger die halbe Familie genervt, doch eine Ausweitung des Mandats auf ihren Buchladen überschrift nun wirklich eine Grenze, hatte Karolin gesagt.

Ruth hatte mit aller mentalen Kraft, die ihr zur Verfügung stand, versucht, die kleine Irritation zu ignorieren. Ihr Gehirn berechnete in Sekundenschnelle, welche Auswirkung die Irritation auf die Zukunft haben würde, in diesem Fall also auf den weiteren Verlauf jenes Tages, für den sie extra aus Köln angereist war: Benni würde sich, auch wenn er es selbst lächerlich fand, auf die Seite seiner Frau stellen müssen und damit gegen seine Schwester. Dass die Kinder sich gut verstanden – nein, mehr als das: dass sie am besten überhaupt nie einen Konflikt austragen müssten –, das war ihr, so hatte es Ruth vor Jahren für sich festgelegt, das Allerwichtigste. Und so hatte sie mit großer Erleichterung registriert, dass Benni schon so früh gekommen war, um seiner Schwester bei den Vorbereitungen zu helfen, und kommentarlos Dübel in die frisch getünchte Wand rammte, damit Karolins Bücherregale nicht auf die Kinder fallen konnten.

Bloß auf welche Kinder überhaupt, dachte Ruth dann und bemühte sich schnell, die Bitterkeit, die sie überkam,

wegzuwischen. Welche Kinder würden sich ausgerechnet in eine queere Buchhandlung verirren? Karolins jedenfalls nicht, sie hatte keine. Und nach allem, was Ruth hier auf der Eröffnungsparty erkennen konnte, würde sich das so bald auch nicht ändern.

Christopher war immer noch nicht da, es ging auf neun Uhr zu. Ruth konnte seine Freunde hören (sie hatte sich seit zehn Minuten keinen Zentimeter von ihrem Beobachtungsposten wegbewegt), wie sie beratschlagten, in welche Bar sie jetzt angesichts von Chris' Abwesenheit weiterzögen.

Und gerade als sich in Ruths Kopf ernsthaft das Katastrophenszenario ausbreiten wollte, dass Christopher zum großen Tag seiner Schwester nicht auftauchte, nachdem er doch letzte Nacht extra aus New York gekommen war – sich mit Meilen auf Business Class hochgestuft, sodass er schlafen konnte und fit sein würde für die Eröffnung (sie hatte in steter Sorge, dass er sich in seinem Beruf und zwischen den Zeitzonen auf seinen vielen Reisen überanstrengte, sogar darüber hinweggesehen, dass sie dieses Business Class-Tamtam von ihm eigentlich verabscheute, ja gar eine Charakterschwäche darin vermutete) – gerade also, als die Katastrophe, die aus Christophers Abwesenheit für die innergeschwisterliche Beziehung folgen würde, in ihrem Kopf Form anzunehmen begann, hörte Ruth irgendwo vorne im Laden etwas platschen.

Sie konnte nicht sehen, wo das Geräusch herkam, aber dann hörte sie Schreie und schließlich ein dumpfes Rausen. Ihr Blick ging durch den Raum zu Hans-Harald, der das Platschen in seiner Runde zunächst mit einem lustig gemeinten »Huch!« quittiert, doch als niemand lachte, ein ernstes Gesicht aufgesetzt hatte.

Dann folgte ein zweites Platschen, lauter als das erste, vielleicht auch nur, weil es jetzt still im Raum war. Die Gäste im hinteren Teil des Geschäfts drängten nach vorne, wo man offenbar schon zu wissen schien, was los war. Ruth

musste aus einer Art Nebenzimmer um die Ecke kommen, und in dem Nadelöhr zwischen den Räumen staute es sich.

Sie fragte eine Art Fabelwesen neben sich im Gedränge, ein junger Mann offenbar, schlaksig, mit einem von Pomade festgekleisterten Scheitel und in einem grauen Nadelstreifenanzug mit Hosenträgern darunter. Hosenträger unter Nadelstreifenanzug, das hatte Ruth zuletzt bei ihrem Vater gesehen.

»Wissen Sie, was passiert ist?«

In einer glockenhellen Frauenstimme antwortete das Fabelwesen im Nadelstreifenanzug: »Etwas ist an die Scheibe geknallt. Wir hatten gestern schon Ärger mit denen. Und vorgestern. Wegen dem Nazigeld.«

Ruth verstand kein Wort. »Ärger mit wem? Mit Nazis?« Nicht, dass sie in Berlin nicht alles für möglich hielt.

»Nein, nicht mit Nazis«, sagte das Fabelwesen über seine oder ihre Nadelstreifenschulter. »Mit den Instagram-Kids.«

Als Ruth mit den anderen Gästen endlich in den vorderen Geschäftsraum waberte, glaubte sie, in eine Unfallszene geraten zu sein. Blut rann von der kleinen Schaufensterscheibe, die Karolin und Benni am Nachmittag noch mühsam mit den Worten »They/Them« beklebt hatten. Außerdem lief etwas dickflüssiges Schwarzes an der Scheibe herunter. Sie hatte jetzt ein Muster aus schönen konzentrischen Kreisen, dort wo das Glas zwar gesplittert, aber nicht zerbrochen war. Jemand oder etwas musste dagegeknallt sein.

Automatisch suchten Ruths Augen ihre Kinder. Da war Karolin. Ihr fassungsloser Blick erfüllte Ruth augenblicklich mit Traurigkeit, aber Karolin war nicht verletzt. Auch Benni war unversehrt, er jagte seinen beiden Jungs hinterher, angetrieben von Emilia, die ihn anschrie: »Bring die Kinder in Sicherheit. Das ist ein Terroranschlag!«

Und dann setzte verlässlich Ruths über Jahrzehnte antrainierter Reflex ein, der schon ein Zwang war, nämlich jedes

Unglück als »nicht so schlimm« zu deklarieren. Während die meisten Besucher von dem Schaufenster weg strömten, schritt Ruth näher und betrachtete die Scheibe.

»Ist nur Farbe, ist nur Farbe«, rief sie in den Raum hinein. »Nicht so schlimm, kann man bestimmt abwaschen!« Tatsächlich müssen es Farbbeutel gewesen sein, die gegen die Scheibe geflogen waren, und draußen standen keine Terroristen, sondern vielleicht zwölf bis fünfzehn aufgebrachte junge Ausländer, wie man früher gesagt hätte. Manche trugen Schilder, alle waren komischerweise angezogen wie die Eröffnungsgäste – hoch über der Hüfte sitzende Hosen, lila, rote oder blaue Strähnen in den Haaren, manche mit zusammengefilzten Zöpfen, die Dreadlocks hießen, wie Karolin ihr erklärt hatte, und die ursprünglich aus Jamaika stammten oder aus Tansania.

Und dann sah sie Christopher. Er war da! Er hatte die Eröffnung seiner Schwester gar nicht vergessen, er hatte auch nicht plötzlich etwas Besseres vorgehabt, und ihm war auch nichts Chaotisches dazwischengekommen, wie so häufig. Nein, er stand draußen und schrie sich mit den Demonstranten an. Für seine Schwester! Auf Englisch! Er war doch inzwischen ein echter New Yorker und würde sich von ein paar Kindern mit Dreadlocks nicht einschüchtern lassen. Wahrscheinlich war er schon die ganze Zeit hier draußen gewesen und hatte versucht, den Anschlag zu verhindern.

»Are you calling me a Nazi, too?«, brüllte Christopher jetzt.

Das war Ruth bei aller Freude über den Einsatz für seine Schwester doch ein bisschen unangenehm, zu laut, zu viel. Was immer die Farbbeutelsschmeißer für ein Problem mit ihrem Sohn und wohl auch ihrer Tochter hatten, Ruth hätte es bevorzugt, das diskret zu klären. Aber dafür schien es zu spät. Christopher hatte, seitdem er fünfzehn gewesen war, alle möglichen Mitmenschen, nicht nur Lehrer und Polizisten, als Nazis bezeichnet, bei ihm gab es sogar den »SPD-

Nazi«, einen Begriff, mit dem er vor allem seinen Vater belegt hatte. Ruth empfand diese Leichtfertigkeit ihres Sohns als Hohn auf die Menschen, die wirklich unter den Nazis gelitten hatten (nicht, dass sie welche kannte). Dass Christopher jetzt wieder irgendwas über Nazis auf Englisch quer über den Gehweg schrie, war Ruth nicht nur peinlich, sie fand es unerträglich, ja unappetitlich.

Und was sollte das überhaupt mit den Nazis? Was hatten Nazis mit der Eröffnung eines Buchladens zu tun?

Sie hatte sich auf interessante Diskussionen über Diskriminierung von Homosexuellen eingestellt und sich auch mit der erneuten Lektüre der entscheidenden Stellen bei Thomas Mann in *Tonio Kröger*, *Unordnung und frühes Leid* und natürlich dem *Tod in Venedig* ein bisschen vorbereitet. Sie hatte sich sogar ausgemalt, wie sie in einem angelegten Gespräch einem modischen Schwulen erklärte, dass Homosexualität keineswegs, wie er vielleicht zu denken schien, ein modernes Phänomen sei, sondern schon bei Thomas Mann behandelt wurde, nur eben gezwungenermaßen auf subtilere Weise, als die Schwulen von heute darüber sprechen könnten. Sie hatte darin eine nahezu ideale Gelegenheit gesehen, ihren Lieblingspunkt zu machen, nämlich dass die Menschen es früher schwerer hatten, auch die schwulen.

Karolin trat heraus auf den Bürgersteig zu ihrer Mutter. Wenn sie verärgert oder verängstigt war, sah man es ihr nicht an. Sofort wurden die Nazirufe lauter, die Menge war inzwischen angewachsen. Ungefähr ein Dutzend Passanten, die meisten junge arabische Männer, hatten sich dazustellen, filmten mit ihren Handys, redeten laut auf Arabisch und fielen gelegentlich lachend in die Nazichöre ein. Für sie musste das aussehen wie einer der inzwischen schon üblichen Konflikte in diesem Bezirk, die stets aufflammten, wenn wieder ein Sportwettenbüro für eine Naturwein-Bar weichen musste.

»Gebaut, gebaut – auf Nazigold! Gebaut, gebaut – auf Nazigold!«

Ruth suchte jetzt Hans-Harald, interessanterweise war es immer noch er, der in Konfliktsituationen ruhig blieb, anders als Christopher, der sich produzierte, und Karolin, die den Konflikt mit Sturheit verschärfte, oder Benni, der ihm am liebsten aus dem Weg ging. Sie entdeckte Hans-Harald drinnen im Buchladen. Er hatte schon die Polizei gerufen. Ganz der alte Staatsanwalt sah sie ihn mit unaufgeregten, präzisen Worten berichten, was vorgefallen war, und wie immer würde er darauf achten, Interpretationen, Spekulationen oder Verdächtigungen zu vermeiden.

Ruth hielt es für eine Kunst, mit Behörden richtig zu sprechen. Die wenigsten Menschen konnten das, aber Hans-Harald hatte eben eine lange Karriere als Staatsanwalt hinter sich, natürlich konnte er dann sprechen wie eine Behörde, er war ja quasi die Behörde! –, aber er hatte das auch schon gekonnt, als sie sich 1968 kennengelernt hatten.

»You stupid idiots, it's a queer bookstore! It's not a Nazi store. What's wrong with you guys?«

Als würde Christophers selbstverliebtetes Gebrüll – auf Englisch! – jetzt noch irgendetwas ändern. Es war mehr als nur unpassend inzwischen, fand Ruth. Sie wischte Karolin mit ihrer Hand über den Rücken, als säubere sie eine Tafel mit einem Schmiertuch, beugte sich zu ihr und hörte sich sagen: »Toll, dass Christopher sich so für dich einsetzt, oder?«

Karolin blickte ihre Mutter in einer Mischung aus Irritation und Abwesenheit an, schüttelte den Kopf.

»Der weiß gar nicht, worum es geht.«

»It's not a Nazi store!« Wieder Christopher. Jetzt reichte es. Ruth wandte sich ihm zu und bewegte ihre Hand auf Hüfthöhe auf und ab, als würde sie auf Wasser schlagen, presste die Lippen zusammen und schüttelte leicht den Kopf.

»Natürlich nicht. Das ist ja das Schlimme.«

Ruth drehte sich um. Ein junger Mann mit dunkler Haut-

farbe war hervorgetreten. Inmitten des Gedränges und Geschreis war er ganz ruhig. Seine Worte strahlten die Ruhe desjenigen aus, der wusste, dass er schon gewonnen hatte; für den Typen wie Christopher, die aus dem 20. Jahrhundert kamen und auf Englisch rumschrien, keine Gegner waren. Der Kampf würde ja schließlich nicht hier auf der Straße entschieden, sondern ganz woanders. Womöglich an Orten, an denen sich Christopher gar nicht auskannte.

Der junge Mann sagte: »Wir können auch sehen, dass dort Judith Butler im Schaufenster liegt. Wir sind keine Idioten, auch wenn du uns vielleicht dafür hältst, weil wir braun sind.«

»Braun?« Zu ihrer großen Enttäuschung bemerkte Ruth, dass ihr Sohn seit einigen Minuten nichts mehr mit dem Ivy-League-Professor aus New York gemein hatte.

»Braune Hautfarbe, Mann. Wenn es wenigstens ein Nazi-buchladen wäre. Aber so habt ihr es euch besonders perfide ausgedacht. Euer Laden tut so, als wäre er woke und aufseiten der Minderheiten. Aber wieso ist er von einem Nazi bezahlt worden?!«

Ruth hatte keine Ahnung, wovon der Mann sprach, doch Christopher schien verstanden zu haben. Jedenfalls verstummte er und bahnte sich den Weg durch die Menge. Er stolperte an den Demonstranten vorbei. Alle Spannung schien von ihm abgefallen, ein Mann Mitte vierzig in Blundstone Boots, zu enger schwarzer Jeans, und seinem über alles geliebten alten Margiela-Sakko, der durch eine Menge Zwanzigjähriger taumelte, die respektvoll, fast mitleidig Platz machte.

»Das Geld für den Laden kommt doch von Großvater!« Christopher stand nun vor seiner Mutter und seiner Schwester. Was er sagte, stimmte. Ruth hatte ja häufig genug davon in langen Familien-Zoomcalls gesprochen. Heimlich hatte sie gehofft, dass die Geschwister Karolin vielleicht noch von der Buchladenidee abbringen würden.

»Meinen die das? Der war doch kein Nazi, oder?«

»Papperlapapp. Natürlich nicht«, sagte Ruth. Und nach kurzem Nachdenken, lauter und unbestimmt zu den Demonstranten: »Ich verbitte mir das!«

»Fragt sich nur, wie die darauf kommen, wenn da gar nichts dran ist, Mama.«

Ruth kannte das von Karolin. Sie war das einzige der drei Kinder, bei dem es ihr gelungen war, eine emotionale Bindung aufzubauen, die es dem Kind erlaubte, seinen Frust bei der Mutter abzuladen. Jetzt würde Ruth erst mal schuld sein, bis Karolin sich beruhigte. Wahrscheinlich würde sie sich sogar auf die Seite der Demonstranten schlagen, gegen ihre Mutter, gegen ihren Großvater, letztlich gegen sich selbst.

»Hier, lies den Scheiß«, sagte Karolin und reichte der Mutter ihr Handy. »Ich hatte gehofft, ich könnte es von dir fernhalten. Das geht seit Wochen so.«

»Da geht es um Vati?« In ihrer Angst nutzte Ruth den Namen, den sie für ihren Vater als Kind gebraucht hatte, obwohl sich in den letzten Jahrzehnten, mit Geburt ihrer eigenen Kinder, in der Familie der Begriff »Großvater« durchgesetzt hatte. Ihr Vater hatte 1975, als Christopher zur Welt kam, als Generalleutnant, der er damals war, die Bezeichnung »Opa« abgelehnt und sich den autoritätsgebietenderen Titel »Großvater« auserbeten und hätte damit seine Frau, Ruths Mutter, theoretisch zur Großmutter gemacht, was diese allerdings kategorisch ablehnte: Großmutter klinge ihr zu streng. Sie wolle lieber eine fröhliche Oma sein, sagte sie, eine Generalsgattin im Nerzmantel, perfekt auf Empfängen und Bällen, die über die aktuelle Inszenierung des *Käthchen von Heilbronn* an den Kammerspielen genauso flüssig sprechen konnte wie über Brendels neuste Aufnahme von Beethovens Klavierkonzerten.

»Oma oder nichts. Tut mir leid.« Und so fanden sich Christopher, Karolin und Benni, sobald sie sprechen konn-

ten, der für Kinder rätselhaften Kombination aus »Oma und Großvater« ausgesetzt.

Auf Karolins Handy war Instagram geöffnet. Ruth hoffte, dass sie schnell würde erfassen können, was sie da sah. Sie durfte sich inzwischen durchaus als WhatsApp-Meisterin fühlen, aber sich mit Instagram zu befassen, dazu hatte sie bisher keine Veranlassung gesehen. Ein Video, zwei junge Menschen mit dunkler Hautfarbe redeten miteinander, sie auffallend gutaussehend, er mit einem Schnurrbart, für den er zu jung schien. Sie erkannte in ihm den jungen Mann, der zuvor aus der Menge hervorgetreten war und Christopher verhöhnt hatte.

Sie sah auf dem Instagram-Video, wie er mit der gut aussehenden Frau sprach, doch Ruth verstand nichts, ihre knochigen Hände griffen Karolins Handy und suchten den Lautstärkereglern. Sie kannte sich inzwischen gut auf ihrem Samsung aus, doch iPhone konnte sie nicht, und es ärgerte sie insgeheim, dass all ihre Kinder auf die minderwertigen Apple-Geräte hereinflüchten. Stiftung Warentest hatte doch in unzähligen Tests (die Ruth alle ausgeschnitten hatte und in Klarsichthüllen verwahrte, um sie zu jeder sich bietenden Gelegenheit den Kindern vorzulegen) gezeigt, dass Samsung die gleichen, wenn nicht besseren Funktionen für einen deutlich geringeren Preis bot. Karolin griff ungeduldig ihren Arm und drückte die Lautstärke des iPhones hoch.

»Jetzt hör doch mal zu!«

Die beiden jungen Menschen sprachen sehr selbstbewusst von »einer Kontinuität der Kapitalströme zwischen dem Dritten Reich und der Berliner Republik«. Außerdem verstand Ruth das Wort Nazierbe.

Dann hörte sie den Namen ihres Vaters. Rupert Wartenburg. Was wussten diese beiden Anfangszwanzigjährigen, die so aussahen ... aber diesen Gedanken verbat sie sich, egal, die so aussahen, als seien sie nicht in diesem Land geboren, und wenn doch, dann zu einer Zeit, zu der ihr Vater

schon tot war – was wussten *die* von ihrer Familie? Was erlaubten die sich? Ihr Vater war ein Repräsentant der bundesrepublikanischen Elite gewesen, nicht der Naziproleten. Er hatte eine Zeit lang wöchentlich Schach gespielt mit Helmut Schmidt, dem Sozialdemokraten. Wussten die das überhaupt?

Ruth hackte mit dem Zeigefinger auf dem Bildschirm rum. Stopp.

Unter dem Video stand ein Text. Der Buchladen They/Them in bester Kreuzberger Lage, stand da, werde geführt von Menschen mit Nazihintergrund.

– Wir haben keinen Nazihintergrund.

In Deutschland lebten Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund, und diejenigen, die den nicht haben, die Herkunftsdeutschen, die hätten logischerweise einen Nazihintergrund, denn wer seine Wurzeln in diesem Land hatte und nicht zu den erschütternd wenigen im Widerstand gehörte, sei eben leider auf die eine oder andere Weise in die Naziherrschaft verstrickt.

– Wer waren diese Menschen?

Ruth blickte auf die Fotos der beiden dunkelhäutigen Gesichter. Malala Noorzai und Azhar Caudhari stand neben ihren Gesichtern, obwohl nicht klar wurde, wer hier die Frau war und wer der Mann.

Karolin Schönwald, schrieben sie – was wollten die von ihrer Tochter!? –, habe in einem Interview selbst zugegeben, sie habe ihre Buchhandlung durch eine Erbschaft finanziert.

– Was heißt Erbschaft? Das klingt abwertend. Es waren vielmehr mühsam angesparte Reserven ihres Vaters für seine drei Töchter und zwei Söhne sowie gegebenenfalls deren Kindeskinde.

Und wer in diesem Land etwas erbe, so hieß es in dem Instagram-Text weiter, in diesem – immer noch – Land der Täter und Verräter, müsse sich im Klaren sein, dass irgendwo in der Kette der Kapitalvermächtnisse relativ bald, zwei,

drei Generationen zurück, ein Nazi zu finden sein werde. Jemand, der im Deutschland zwischen 1933 und 1945 sein Geld gemacht oder vermehrt habe. Kapital, das durch Nazi-hände gegangen sei und in ihnen vermehrt wurde. Eine simple Google-Recherche hätte gereicht, schrieben Noorzai und Caudhari, um zu erfahren, dass Karolin Schönwalds Großvater in Hitlers Wehrmacht Karriere als Soldat gemacht habe und ...

– Es war nicht Hitlers Wehrmacht.

... 1944 als junger Offizier in den Generalstab des Heeres berufen wurde. Diese Erfahrungen in der Naziarmee befähigten ihn offenbar dazu, später in der Bundeswehr bis zum General aufzusteigen und somit Macht, Privileg und Kapital anzuhäufen. Geld, das nun dazu genutzt wurde, in einer ursprünglich migrantisch geprägten Gegend Berlins gewachsene Strukturen zu zerstören und eine rein herkunftsdeutsche Enklave zu schaffen durch einen Buchladen, der Bücher verkaufe, die sich mit Problemen befassten, mit denen sich zu beschäftigen die autochthone Bevölkerung in ihrem täglichen Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sowie getrieben vom postkapitalistischen Erwerbsdruck weder über die Zeit noch die Mittel verfüge.

Diese Diktion, dachte Ruth. Lächerlich, verschleierte nur Gedankenschwäche, klang fast nach RAF. Und bitte, was hatte der Unfug nun mit ihrem Vater zu tun? Diese Menschen waren schlecht informiert und brachten alles Mögliche durcheinander, und das in schlechtem Deutsch. Schon in ihrer Zeit als Dozentin an der Universität war ihr das in den Jahren vor ihrer Pensionierung aufgefallen. Was war mit den Gehirnen der jungen Menschen geschehen?

Lebenslüge, sagten Malala und Azhar, eine Lebenslüge sei es, dass Karolin nicht offenlege, von wem sie das Nazi-geld geerbt habe, und somit zu ihrer Schuld stehe. Ihre »Schuld ownen«, sagten sie, vom englischen Verb to own, etwas besitzen. Ihre Tochter solle ihre Schuld anerkennen.

Ihre Tochter? Sie war 1978 geboren. Sogar sie selbst, Ruth, war erst zwei Jahre nach Kriegsende auf die Welt gekommen, wo läge denn streng genommen ihre Schuld? Mit einem gruseligen Interesse hatte sie in den späteren Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Debatten um den Begriff »Kollektivschuld« verfolgt. Geschichtstheoretisch stimmte das Konzept, in der Praxis hatte Ruth immer Schwierigkeiten gehabt, es anzuwenden. Sie alle seien jetzt schuld? Qua Geburt?

Manchmal hatte sie sich vorgestellt, dass die Schuld mit jedem Jahr, das sie auf der Welt verbrachte, ein bisschen kleiner wurde. Obwohl um über Schuld zu sprechen oder nur nachzudenken, meistens gar keine Zeit gewesen war, jedenfalls die ersten zehn Jahre ihrer Kindheit nicht. Ein neues Leben, ein neues Land mussten aufgebaut werden.

Als Ruth zehn war, 1957, wusste sie nichts vom Holocaust. Als sie zwanzig wurde und stolz in Tübingen studierte, stürmten ihre Kommilitonen in die Vorlesung »Germanistik I« und wollten schreiend wissen, wessen Eltern dabei gewesen waren, als Deutschland die Welt angezündet und die Juden vergast hatte. Ruth glaubte nicht, dass ihre Eltern dabei gewesen waren, allerdings hatte sie auch nie gefragt. Als sie dreißig war, hatte sie schon ihr erstes Kind, geboren in den freien Siebzigerjahren eines schüchternen Westdeutschlands, ein Kind von unschuldigen Eltern.

Als Ruth vierzig war, erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung die ersten Aufsätze von Historikern, die dafür eintraten, dass jetzt auch langsam Schluss sein könnte mit der ewigen Schuld. Dass die Verbrechen der Nazis eben doch nicht so einzigartig gewesen seien, wie Ruth das immer eingepregelt wurde, sondern durchaus in den Zusammenhang mit den anderen Gräueln (Gulag, Bolschewisten, stalinistische Säuberungen) des an Gräueln nicht armen 20. Jahrhunderts gestellt werden müssten. Als dann von London aus Jürgen Habermas dieser Deutung nachdrück-

lich widersprach, entzündete sich, vierzig Jahre nach Ende des Krieges, zum ersten Mal eine wissenschaftliche Debatte darüber, was Schuld für Deutschland eigentlich bedeuten könnte, der sogenannte Historikerstreit, der mehr als ein Jahr lang andauerte. Die Positionen der FAZ-Historiker passten zum politischen Klima und zur geistig-moralischen Wende, die der neue Bundeskanzler in seiner ersten Regierungserklärung 1982 ausgerufen und die auch Ruth als durchaus notwendig empfunden hatte. Und als Ronald Reagan vier Jahre später zu Besuch zum kleinen Bruder Deutschland kam, war es schon wieder in Ordnung für den Bundeskanzler und den US-Präsidenten, in dem Städtchen Bitburg auf einem Soldatenfriedhof Blumen niederzulegen, auf dem SS-Männer begraben lagen. Irgendwann muss doch mal eine Normalisierung eintreten, glaubte auch Ruth.

Als sie sechzig wurde, war Deutschland längst wiedervereinigt und richtete die Fußballweltmeisterschaft aus. Man durfte wieder deutsche Fahnen schwenken und sie sich sogar an die Antenne des Audi heften. Wenn die Deutschen gewannen, konnten sie in den Stadien und Innenstädten »Sieg, Sieg, Sieg« skandieren, mussten das »Heil« aber noch weglassen.

Zu ihrem siebzigsten Geburtstag schließlich war kurz zuvor Donald Trump zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden, und Ruth wurde klar, dass das amerikanische Versprechen verwirkt war. Dass die alte Ordnung wohl nicht würde aufrechterhalten werden können. Die Ruhe und der Frieden, in dem die Deutschen leben konnten, hatten ja nur existiert im Schatten der großen USA, die das Land mit Popkultur und Moral versorgt hatten, solange sie dazu in der Lage gewesen waren. Das fürs Erste möglicherweise Letzte, was aus den USA über Instagram und Twitter noch nach Deutschland geschwappt kam, war die Identitätspolitik. Der Aufstand der Minderheiten gegen die weiße, westliche,

heterosexuelle Herrschaft mit ihren Privilegien, ja, auch so ein Modewort, wie Ruth fand.

Im Windschatten dieses Aufstands hatte ihre Tochter ihren Buchladen eröffnen können. Wie hatte sie gesagt? »Die von der patriarchalischen Gesellschaft überhört und mundtot gemachten Erzählstimmen.« Aber so wie es aussah, sollten diese Stimmen, kaum waren sie für ein paar Stunden in Karolins Buchladen laut geworden, gleich wieder erstickt werden. Weil ihre Artikulation von Nazigeld bezahlt wurde, wenn Ruth das richtig verstanden hatte. Das Geld ihres Vaters, der, das wusste sie, kein Nazi gewesen war.

Christopher nahm ihr Karolins Handy aus der Hand.

»I'll take care of it, Mama.« Er sprach schon wieder Englisch, als fände er in der fremden Sprache irgendeinen Halt. In Deutschland, das wusste sie, gab es auch gute Literaturwissenschafts-Institute. Er würde vielleicht auch hier lehren können. Aber das schien ihm noch nie in den Sinn gekommen zu sein. Deutsche Universitäten und ihre Wissenschaftler interessierten ihn nicht. Aber Hans-Harald und sie wurden nicht jünger. Wenn er Familie hätte, dort in den USA, dann verstünde sie seine Zurückhaltung vielleicht, aber so? Sie hatte sich vorgenommen, ihn nicht zu fragen.

»Vielleicht müssen wir jetzt mal am Wochenende in Ruhe über alles reden, was hier heute zur Sprache kam.« Das war Hans-Harald, der inzwischen aus dem Geschäft gekommen war, typisch, immer über alles reden. Hans-Harald ging weiter, nein, der ehemalige Staatsanwalt schritt auf die inzwischen eingetroffenen Polizisten zu. »So. Da sind Sie ja, meine Herren.« So hatte man in den Achtzigerjahren mit deutschen Polizisten gesprochen. Doch das wussten der türkischstämmige Beamte und seine Kollegin vermutlich nicht.

Die meisten Eröffnungsgäste waren gegangen. Nachdem in den ersten Minuten nach dem Angriff fast alle geblieben waren und eine intensive Spannung in der Luft gelegen hatte, strahlte der Buchladen mit seinen verschmierten Scheiben

nun eine gewisse Erschöpfung aus. Es war dunkel geworden.

Ruth sah von draußen, wie Karolin mit ihrer Geschäftspartnerin, die Ruth noch nicht vorgestellt worden war, drinnen hinter dem Infotresen saß. Sie hatten eine Flasche Weißwein geöffnet.

»Nein«, sagte Ruth.

»Nein? Was, nein?«, fragte Christopher.

»Dein Vater glaubt immer, alles müsse besprochen werden. Doch das ist ein Irrglaube.«

Es sei das ewige Besprechen und Auseinandernehmen der Probleme, erklärte sie ihrem Sohn, das die wahren, auf alle Zeiten unheilbaren Wunden verursache. Die Konflikte auf sich beruhen zu lassen, sie mit aller Kraft zu ignorieren, sie sogar, wenn man so wolle, unter den Teppich zu kehren, hingegen sei eine menschlich erprobte und bewährte Überlebensstrategie.